

In die Jahre gekommen

Die «Tangente» brachte zum elfjährigen Bestehen eine Art Chronik heraus

vv – Nicht wie andere zum zehnten, nein zum elfjährigen Bestehen hat jetzt die „Tangente“ in Eschen eine Chronik herausgegeben: Daten, fein chronologisch geordnet, ein wenig Kommentierung, vor allem Einsendungen für die Presse und Pressekritiken. So ganz exklusiv ist die Idee, durch ungewöhnliche Jubiläumsdaten auf sich aufmerksam zu machen, nicht mehr. Sie steht einer Institution wie der Tangente sicher dennoch an. Das Echo auf eine Publikation in Liechtenstein leidet darunter nicht.

Überhaupt Liechtenstein. Da ist manches möglich, was woanders kaum möglich wäre. Und da ist manches unmöglich, was woanders durchaus möglich wäre. (*Honi soit qui mal y pense.*) Auch ein nicht unbedingt und nicht immer leicht in das etablierte Kunstschaffen Liechtensteins einzuordnender Kulturbetrieb wie die Tangente – das ist durchaus ehrenvoll gemeint – unterliegt gewissen Gesetzmässigkeiten, wie sie das Kulturbetreiben in Liechtenstein nun einmal mit sich bringt. Das ist so sicher wie die Tatsache, dass es in Liechtenstein zwei Arten der kulturellen Berichterstattung gibt. Nämlich die der Vereinsarbeit und Engagement im Auge habenden Würdigungen kultureller Vereinsabende und jene, die sich im internationalen Blickwinkel messen lassen will. Auch die Tangente profitiert von ersterer Kategorie. Wiewohl sie gerechterweise damit nicht in einen Topf geworfen werden kann; So ganz unkritisch darf sie also die vielen lieben Berichte in den „Landeszeitungen“ auch nicht bewerten und so verständlich stolz in der dicken Chronik vorzeigen. Freilich gibt's hier und da auch Kritisches vorzulegen; Die ebenso kritische Replik lässt aber, auch das verständlicherweise, nicht auf sich warten. Auch sonst verrät die Chronik zwischen den Zeilen so einiges. So konnte man der Versuchung nicht widerstehen, sich sozusagen als eine Mischung aus Opfer und Pionier darzustellen, indem man eine ironische Bemerkung zur Pointe macht, wenn es etwa in einem Vaterland-Kommentar heisst, mit der Tangente scheine Leben in die etablierte Kunstszene Liechtensteins zu kommen, nun, ganz so schlimm sei es aber nicht. Denn dieses aus dem Zusammenhang gerissene Zitat sollte natürlich als Ironie erkannt werden. Zumal wenn man, wie es die Tangente eigentlich wissen müsste, weiss, dass der Verfasser bekanntermassen Ironie, zuweilen auch Sarkasmus als journalistische Waffe durchaus einzusetzen weiss und bereit war und ist. Aber auf der Titelseite liest sich das denn doch zu schön. Zumal man damit erstens in seiner Einzigartigkeit

gewürdigt wird – auch das durchaus zu recht –, zweitens aber sozusagen als Enfant terrible den Nimbus einer unerschrockenen Vorkämpferschaft für sich beanspruchen darf.

Ansonsten verrät die Chronik viel Liebe zur Kunst, zur Kleinkunst auch, zur Beschreitung neuer Wege, zur Verbissenheit im Kampf gegen die in diesem gewohnheitsverwurzelten Land beliebten kulturellen Gewohnheiten (*Achtung: absichtliche Verdoppelung*) und zum Volksblatt. Dass man sich beim Vaterland abmüht, nicht lobheischend alles, was so reinkommt, in Satz zu geben und der Einfachheit halber mal zu jeder Veranstaltung jemand hinzuschicken, sondern gezielt und unter Einsatz veranstaltungsspezifisch orientierter Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter an der Umsetzung der Tangente-Arbeit mitzuwirken, mag, wenn es hier betont wird, als Schmallen gegen die verkannte Absicht und über die offensichtliche Erfolglosigkeit des jahrelangen vaterländischen Bemühens ausgelegt werden und darum bitte gleich wieder der Vergessenheit verfallen. Nein, elf Jahre Tangente, das ist schon was. Und mit einiger Freude werden einige, die ihren Namen in der am Schluss abgedruckten Besucherliste wiederfinden, konstatieren (oder den Freundeskreis konstatieren lassen), dass sie ihr kulturelles Bewusstsein wenigstens hier, sozusagen dokumentiert, beweis- und aussagekräftig vorzulegen imstande sind, während sie mit Häme feststellen können, wer da nicht aufgeführt ist. Man sollte das zur Pflichtübung machen. Beispielsweise könnte die Kunstgesellschaft eine Liste publizieren, auf der nachzulesen ist, wer und wenn ja, wie oft schon die Staatlichen Kunstsammlungen besucht hat und wer nicht. Oder das TaK könnte veröffentlichen, wer und wie oft schon das TaK besucht hat und welcher Politiker noch nie.

Doch bezüglich Tangente wollen wir Milde walten lassen, Klappern gehört zum Handwerk, und Kunst muss nicht als „B“ wie „Brotlos“ buchstabiert werden, sie muss umgesetzt und an den Mann, pardon, heute heisst es ja Frau, gebracht werden. Tatsächlich, es ist durch die Tangente Leben in die Kunstszene Liechtensteins gekommen, und ganz so schlimm scheint dies für einige auch nicht zu sein; Allerdings: ob das die Tangente-Initianten als Lob auffassen? Hinweise darauf findet man nicht. Da ist wohl die Initiative der Leserschaft angesprochen, sich gefälligst der Mühe zu unterziehen, eine eigene, persönliche Bilanz zu ziehen. Das hat was. Muss man zugeben.

Man setzt aber mit dieser Chronik auch andere ironische Akzente. So, indem man ausführlich ein Volksblatt-Interview über das Werkjahr eines liechtensteinischen Künstlers Ewald Frick, in Italien zur Gänze nachlesen kann, ein Vaterland-Interview über Hugo Marxers Werkjahr in Italien dagegen nur angerissen und wegen seines zugegeben nonkonformistischen Titels „Die Kraft aus der Herrlichkeit“ mit der ironischen Frage gezeigt wird, ob sich da der Verfasser nicht im Ton vergriffen habe. Dass da zwischen „roten“ und „schwarzen“ Zeitungen oder Künstlern Unterschiede gemacht würden, ein solcher Verdacht wäre pure Kleingeistigkeit, denn das widerspräche der Linie des Hauses. Allerdings: es würde an ein Wunder grenzen, müssten die Tangente-Verantwortlichen ob solcher typisch liechtensteinischer Anwürfe nicht beherrscht die Backen zusammenknäueln, denn die wahre Kunst in Liechtenstein ist es doch, etwas zu tun, obwohl man weiss, dass man von etlichen primitiver Beweggründe geziehen und damit in die Niederungen jenes gar nicht so lichten Liechtensteins gezogen wird, dem zu entrinnen man nun doch jahraus-jahrein so mühsam allen die Hand reichen wollte. Aber sich anhand des eigenen Zopfes aus dem Sumpf zu ziehen, gelingt nur Münchhausen. Zu den liechtensteinischen Befindlichkeiten gehört doch auch, das wird die Tangente-Mannschaft (Frauenschaft kann man nicht sagen, weil es nicht stimmt und zudem nach NS-Zeit klingt) wohl wissen, dass man edles Streben nicht nur bei sich selber sehen, sondern dass man danach auch bei anderen forschen muss. Anders ausgedrückt: sollte man als Kulturbetrieb von berechtigtem Anspruch nicht mal die Presse interviewen? Wäre das nicht mal eine interessante Auslotung der anderen Seite, die sonst immer nur die berichtende und zugleich die Seite wohlwollender oder abschätziger Kritik des Kritisierten respektive Besprochenen ist? Liegt da nicht ein Verständigungs- und Verständnispotential brach? Was wissen Kulturveranstalter über jene, die sie hoffentlich nicht ausschliesslich als nützliche Idioten betrachten, über Schein und Wirklichkeit jener Kulturschaffenden, die sich – wenn auch natürlich nur oberflächlich betrachtet – auf der anderen Seite befinden? Wo treffen sich kulturschaffende Veranstalter und kulturschaffende Medienmenschen eigentlich? Ganz sicher wohl auf alle Fälle da, wo er sie haben möchte, trifft ein Veranstalter die Kulturjournalle. Aber da sind sie vielleicht nur als Projektionen, nicht wirklich.

Wir schweifen ab, kommen am Ende in jene wüstenartigen Gefilde, wo es am Ende wieder nur das gibt, was sich denn als „Podiumsgespräch“ mit gegenseitigen Vorwürfen und einem entsprechend vorurteilbelasteten jeweiligen Freundeskreispublikum pervertiert genug artikuliert. Auseinandersetzen hat in erster Linie etwas mit Zusammensetzen zu tun, aus dem vielleicht auch ein Zusammensetzen erwächst, bei dem nicht immer und in allen Punkten der Konens heraus schauen muss.

Denn dem wahren Künstler muss und wird es genügen – das „Panta rhei“ bleibt dabei durchaus unangetastet –, bei seinem Gegenüber das gleiche Bestreben zu sehen, ohne in den Genuss des Gefühls der Übereinstimmung in den Auffassungen, Wegen und Grenzen eintauchen zu müssen. Ein wenig Auseinandersetzung mit der eigenen Arbeit ist auch hier zu vermissen: gewisse Gags wie vertauschte Fotos und die „trickreiche Klitterung“ oder ein launiger Beitrag des Kulturbetriebspräsidenten sind unverdient wenig, so durchaus akzeptabel und gekonnt sie auch sind. Vielleicht aber haben sich die Autoren auch gedacht, dass sie das lieber den Rezensenten der Chronik überlassen wollen? Hoffentlich gibt es einige, damit sie sich ein Bild des Echos machen können. Sofern das überhaupt möglich ist. Wenn solche Echos dann etwas reflektieren, was da den Tangente-Arbeit gemacht wurde, dann soll's allen recht sein. Sofern man von diesem Echo etwas in Form einer Weiterarbeit zurückbekommt, und das darf man – hier soll das Lob des Etabliertseins gesungen sein – denn doch wohl hoffen. Aber man darf auch Zweifel hegen: gibt es als Reaktion auf elf Jahre Tangente und die entsprechende Chronik eine Auseinandersetzung, mit der die Tangente, immer vorausgesetzt, sie strebt das auch an, etwas anfangen kann und will?

Elf Jahre Tangente. Man hatte mal gemeint, wenn Jens Dittmar, dieser unheimliche, weil kompromisslose und geradezu selbstmörderisch unangepasste

wiewohl auch fast wieder verdächtig konziliante Tangente-Übervater die Eschner Gefilde verlassen würde, könnte sich die Tangente wohl nicht mehr lange halten. Aber was auf so manchen Betrieb zutrifft, der mit dem Ende der Tätigkeit seines Motors unter heftigen Fehlzündungen sein Leben aushaucht, hier war solchen Erwägungen, Ängsten oder Hoffnungen kein Erfolg beschieden, wohl aber der Tangente. Und weil es sich um keine irgendwie „offizielle“ Kulturinstitution handelt, weil sie schwer einzuordnen ist zwischen Galerie und Jazzclub, Konzertsaal und Performancetheater oder was auch immer oder zwischen welche Stühle auch immer, hat es die Tangente immer schwerer gehabt als andere hierzulande, sich durchzusetzen. Das allein wäre schon wert, ihren Stellenwert für unsere Kulturlandschaft hoch anzusetzen.

Nachtrag: Wenn man dies nun alles Revue passieren lässt, weil man herausfinden will, ob das nun eigentlich gut ist, elf Jahre Tangente und so, dann ist man vielleicht genau so schlau wie vorher. Oder genau so ratlos. Gut sein *per se* ist doch wohl zu wenig. Aber was ist die Tangente eigentlich? Ist sie ein Establishment-Instrument? Ist sie ein wilder Trieb jenseits von TaK und offiziellem, weil anerkanntem Kulturschaffen auf dem Boden heimischen Ansehens? Muss die Tangente überhaupt etwas sein? Vielleicht gibt sie jenen Recht, die den unheimlichen Verdach in ihrem Busen hegen, die Tangente müsse es geben, weil sich sonst einige nicht aufregen könnten. Oder weil sie sonst erst erfunden werden müsste. Vielleicht gibt es sie auch nur, weil es sie geben muss? Vielleicht wäre sie, welchen Umständen zum

Trotz auch immer, so oder so da und hätte gar nicht erst gegründet werden müssen? So oder so: es gibt sie, und man kann sich damit abfinden oder es bleiben lassen. Auf jeden Fall gilt es, sich mit dem auseinanderzusetzen, was sie macht und machen lässt. Solches aber ist immer notwendig und stellt jene in den Winkel, die am Was, Wie und Wann herumkriechen. Die Tangente ist nicht Selbstzweck, die Chronik darum ein Instrument, dessen man sich bedienen mag und soll, und zwar so, wie's beliebt.

Noch ein Nachtrag: An der Frankfurter Buchmesse wurde u.a. Jens Dittmars Buch „Der Bernhardiner/Ein wilder Hund“ vorgestellt, „Tomaten, Satiren und Parodien über Thomas Bernhard“. Nun möchte man wohl gern sagen: dieser Jens Dittmar – ein wilder Hund! So mit dem anerkennenden Schulterklopfen des an sich kulturell Unbedarften vielleicht, der in Wirklichkeit nur Angst hat, von solch scharfzüngigem und dabei noch perfiderweise so lieb lächelnden, also heimtückischen Menschen womöglich sonst zerrissen zu werden. Und in der Tat hegen ja viele den Verdacht, solche Typen seien der Lykantrophie verfallen und schleichen sich nächstens über unsere Träume in unsere Psychen, höchstens liechtensteinisch als Schrätlikophie adaptiert. Doch es besteht auch Hoffnung: Jens Dittmar und seine Spiessgesellen, der ebenso fleissige wie kulturbeflissene Karl Gassner und dessen Frau Susanne, die mit sanfter Stimme nur noch mehr Nachdruck verleihend manches managt, beruhigen auch liechtensteinisches schlechtes Gewissen, wenn man unserem Volk eine gewisse Jodelkulturmoralität vorwirft, was nicht gegen das Jodeln, sondern gegen das zur ideologischen Ausschlussberechtigung volkstümelnde Streben gerichtet ist. Aber wenn laut Stendhal die Kunst die Wirklichkeit überflügelt, besteht ja noch Hoffnung.